

Einleitung

Originaldokument

Als der 1808 geborene Johann Gustav Droysen 1867 als ordentliches Mitglied in die philosophische Klasse der Preußischen Akademie der Wissenschaften aufgenommen wurde, stellte dies nach der 1859 erfolgten Berufung auf eine Berliner Professur für Geschichte den äußeren Höhepunkt seiner akademischen Laufbahn dar. Der am 29. Oktober 1866 in der Akademie eingebrachte Wahlvorschlag enthält wahre Lobeshymnen – das ist genregerecht: Laudationes sind in dieser Beziehung wie Nekrologe, vermeiden jedenfalls Kritik.

Auf die Würdigung von Droysens Übersetzungen der Werke des Aischylos (1832) und des Aristophanes (1835–1838) folgt die seiner Bücher über Alexander (1833) und zum Hellenismus (1836 und 1843), in denen Droysen auf der Basis «weit ausgedehnte[r] Quellenforschung und scharfsinnige[r] Kombination [...] die Charakterzüge jener Epoche [...] in ein anschauliches und einheitliches Gesamtbild» gefaßt habe. Aus seinen Arbeiten zur neueren Geschichte wird die *Geschichte der preußischen Politik* hervorgehoben, die seit 1855 erschienen war; zu diesem Zeitpunkt lagen sieben Bände vor – bis zu Droysens Tod 1884 sollten es dreizehn werden; ein weiterer Band ist posthum publiziert worden. Zu diesem Opus heißt es, trotz mühsamer Materialaufbereitung sei die Verbindung von «Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung» sowie «anregende geistvolle Unterhaltung» des Lesers gelungen. Zugleich komme ihm das «patriotische Verdienst einer Anleitung» zu, «den Preußischen Staat nach seinem inneren Leben erst verstehen und begreifen zu lernen, wie derselbe unter allen Deutschen Territorien allein neben dem Kaiserthum der Habsburger eine Europäische Bedeutung gewinnen konnte und mußte und wie daher auch die heutigen Territorialveränderungen sich nur als eine fortschreitende Verwirklichung seiner seit Jahrhunderten consequent verfolgten Aufgabe darstellen».¹

Auffällig an dieser Würdigung ist weniger, daß einige Urteile zu Droysens Werken durchaus anfechtbar waren, wie schon die zeitgenössischen Reaktionen gezeigt hatten, auch nicht so sehr, daß der Geschichtswissenschaft eine politische Aufgabe zugeschrieben wurde, sondern wie unverblümt hier Droysens Arbeiten zur Legitimation der gerade von Preußen vorgenommenen Annexionen in Anspruch genommen wurden. Bereits am 23. August 1866 hatte Österreich auf die gemeinsame Verwaltung Schleswig-Holsteins mit Preußen verzichtet und damit den Weg für die

Eingliederung der Herzogtümer in Preußen freimachen müssen. Schließlich waren am 20. September Hannover, Kurhessen, Nassau und Frankfurt am Main von Preußen annektiert worden.

Nach der im Februar 1867 erfolgten Wahl hielt Droysen am 4. Juli 1867 seine Antrittsrede in der Berliner Akademie der Wissenschaften. Das neue Akademiemitglied stellt bei dieser Gelegenheit sein Werk vor und sollte tunlichst die richtige Balance finden zwischen der einen Feststellung, daß die Akademiemitgliedschaft eigentlich eine zu große Ehre sei, und der anderen, daß man diese Wahl längst verdient habe.

Droysen sah augenscheinlich ein Problem darin, daß sein sowohl Alte wie Neue Geschichte umfassendes Œuvre als disparat erscheinen könne. Seine *Geschichte Alexanders des Großen* und seine *Geschichte des Hellenismus* hätten den Auftakt darstellen sollen für eine Darstellung der Epoche zwischen Alexander und Caesar, die den Weg vom Griechentum bis zum Christentum zu behandeln gehabt hätte, ein Feld der Alten Geschichte, das zwischen die Disziplinen der klassischen Philologie und Theologie falle und deshalb vernachlässigt worden sei. Daß er sein Projekt nur höchst partiell durchgeführt hat, führt Droysen auf den Wechsel in seiner «äußeren Lage» zurück, gemeint ist die Übernahme einer geschichtswissenschaftlichen Professur in Kiel 1840.

In diesen «schon gefährdeten Grenzgebieten deutschen Lebens», also in Schleswig-Holstein, habe man früher und besser erkennen können, daß nur *ein* Staat dank «seiner Geschichte, seinen materiellen und moralischen Mitteln und dank der ihm gegebenen höchst irrationalen Territorialgestalt darauf angewiesen [...], dazu berufen sei, die Geschehnisse Deutschlands schützend zu leiten und leitend zu schützen».

Deshalb habe er sich der Geschichte Preußens zugewendet. Er spielt an auf seine *Vorlesungen über die Freiheitskriege* (1846) und auf *Das Leben des Feldmarschalls Grafen York von Wartenburg* (1851–1852), der Ende 1812 den Auftakt zur preußischen Erhebung gegen Napoleon gegeben hatte, und geht dann auf die *Geschichte der preußischen Politik* ein. Dieses Werk hatte unter dem Leitmotiv gestanden, daß die gesamte Geschichte Brandenburg-Preußens der Erfüllung seines «Berufes» gegolten habe, auf die Herstellung der nationalen Einheit der Deutschen hinzuwirken.

Bemerkenswert an diesen Feststellungen ist, daß Droysen zu seinen «äußeren Umständen» nicht sein politisches Engagement in der Frankfurter Nationalversammlung 1848/49 zählt. Noch auffälliger ist seine tendenziöse Darstellung der Schleswig-Holstein-Frage, denn Preußen hatte die (deutschen) Schleswig-Holsteiner und große Teile der deutschen Öffentlichkeit seit 1848 immer wieder massiv enttäuscht, und die Auffassung, die Lösung dieses Problems liege im Anschluß an Preußen, wurde in Schleswig-Holstein im allgemeinen nicht geteilt und insgesamt auch nur von

einer Minderheit derjenigen, die sich zwei Jahrzehnte lang in ganz Deutschland für das ‹gute alte Recht› der Herzogtümer engagiert hatten. Immerhin konnte Droysen für sich in Anspruch nehmen, daß er selbst – trotz aller zwischenzeitlichen Verzweiflung – immer wieder auf Preußen gesetzt und schließlich auch die Annexionsentscheidung von 1866 begrüßt hatte.

Droysen führte in seiner Antrittsrede weiter aus, daß ihn die mit seinen Arbeiten zur preußischen Geschichte verbundenen methodischen Probleme sowie die zeitgenössischen Kontroversen über das Verständnis von Geschichte entweder als Kunst oder als Wissenschaft (im Sinne der Naturwissenschaften) zu dem Versuch veranlaßt hätten, den Status des Faches im Rahmen einer Theorie zu bestimmen, «die nicht die Gesetze der Geschichte, aber wohl die Gesetze des historischen Erkennens und Wissens» definieren solle. Damit habe er die Geschichte zugleich von dem alten Vorurteil entlasten wollen, nur eine methodisch ungeordnete Stofffülle zu präsentieren. Droysen spielt hier an auf seinen programmatischen Aufsatz von 1863 *Die Erhebung der Geschichte zum Rang einer Wissenschaft* und auf seine Vorlesungen zur *Methodologie und Enzyklopädie der Geschichte*, die er erstmals 1857 in Jena gehalten und dann in Berlin regelmäßig wiederholt hat, meint also jene theoretischen Darlegungen, die später unter dem Titel *Historik* bekannt geworden sind.

Zum Ritual gehörte schließlich noch, daß der Secretar der Klasse eine kurze Erwiderung auf die Antrittsrede des neuen Mitglieds gab. Friedrich Adolf Trendelenburg trat den Bescheidenheitsbekundungen Droysens entgegen und betonte die Einheit des Droysenschen Werkes; so habe dieser doch schon mit seiner Aischylos-Übersetzung die Assoziation mit den Befreiungskriegen hergestellt.²

Wahlvorschlag und Selbstdarstellung verweisen einerseits auf die Brüche in Droysens Wissenschaftlerbiographie, andererseits darauf, wie selbstverständlich sein wissenschaftliches Werk und sein politisches Engagement von anderen wie von ihm selbst als untrennbare Einheit angesehen wurden. Friedrich Meinecke (1862–1954), der noch Vorlesungen des alten Droysen gehört hatte, hat festgestellt, daß Droysen nach dem Scheitern der Revolution von 1848/49 «mit den Waffen der Historie den Kampf um den preußisch-deutschen Nationalstaat geistig im größten Stile» geführt habe, wobei sein «sittlicher Staatsgedanke mit dem Machtstaatsgedanken ringen und sich mehr und mehr verschmelzen mußte».³ Mit ähnlichem Tenor hatte sich Otto Hintze (1861–1940), der in Droysens letzten Lebensjahren regelmäßiger Teilnehmer an dessen Seminarübungen gewesen war, in einer 1904 erschienenen Kurzbiographie über Droysen geäußert, die bis heute als grundlegend gilt. Hintze hat sein Bild auch nicht korrigiert, als 1929 der Briefwechsel Droysens publiziert wurde. Er fand viel-

mehr seine Auffassung bestätigt, daß Droysens «nationale und politische Interessen [...] überall mit sittlichen Ideen durchflochten [sind], wie sie der Persönlichkeit Droysens entsprachen, [...] eine straffe, streng geschlossene Persönlichkeit, die mit ihrem Ernst und ihrer Gewissenhaftigkeit, mit ihrem edlen Stolz und ihrer bescheidenen Uneigennützigkeit, mit ihrer begeisterten Hingabe an alles Gute und Schöne, mit ihrer ungemein lebendigen Denk- und Tatkraft [...] und ihrer unzerbrechlichen Elastizität nicht bloß eine geistige Potenz von seltener Höhe darstellt, sondern auch eine moralisch-politische Kraft, die im großen wie im kleinen, im politischen Kampf und im akademischen Lehramt, eine bedeutende Wirksamkeit ausgeübt hat».⁴

Kein Autor kann für sich Unbefangenheit beanspruchen. Der Verfasser dieses Buches bekennt eine Befangenheit, die sich allerdings erst aus dem intensiven Studium von Droysens Korrespondenz und Schriften ergeben hat. Wenn «sittlicher Ernst» nicht nur ein Synonym für «nationales Engagement» sein soll, ist er ihm so selten begegnet wie die «Bescheidenheit» Droysens. Ihm ist vielmehr ein Mann erkennbar geworden, der besessen war von einer Idee und getragen von einem Sendungsbewußtsein, das ihm in der Wahl seiner Mittel wenig Schranken auferlegte, für den die Verfolgung der eigenen Karriere und die Propagierung nationaler Ziele ebenso in eins fielen wie die Verbreitung seiner Ansichten in Veröffentlichungen mit Wissenschaftsanspruch einerseits, Zeitungsartikeln, Korrespondenz oder persönlichen Gesprächen andererseits. Es geht mir nicht um politische oder moralische Urteile – obwohl erkennbare Manipulationen und fragwürdige Tricks in dem vorliegenden Buch auch als solche bezeichnet werden. Das gehört zum Leben und zur Politik, zur «großen» ebenso wie zur Universitätspolitik, ist demnach kein Anlaß zur Entrüstung, sollte aber auch nicht durch Elogien vernebelt werden. Nicht die Richtigkeit oder Falschheit von Droysens politischen Entscheidungen und Zielvorstellungen ist zu bewerten, sondern die Art und Weise zu rekonstruieren, wie er sie durchzusetzen suchte. So wird auch nicht naiv unterstellt, daß Wissenschaftler nur der Wahrheit dienen und nicht auch an ihre eigene Karriere denken sollten; verhielten sie sich so, wäre es um den wissenschaftlichen Fortschritt schlecht bestellt. Ob und in welcher Form Historiker sich als «politische Pädagogen» (unter Inanspruchnahme einer über die staatsbürgerliche hinausgehenden Kompetenz) betätigen sollen,⁵ wird bis heute unterschiedlich gesehen. Im 19. Jahrhundert galt dies ganz überwiegend als Selbstverständlichkeit. Ein «Trennungsgebot» zwischen wissenschaftlichen Aussagen und auf eigenen ethischen und politischen Wertvorstellungen basierenden Postulaten, wie es Max Weber später fordern sollte, läßt sich nicht retrospektiv auf eine frühere Generation anwenden. Hier soll nur gezeigt werden, wie Droysen sich in der von ihm gewählten Rollenkombi-

nation eigentlich verhalten hat und wie dies oft genug zum Schaden seiner Wissenschaft ausgeschlagen ist.

Droysens erste Lebensphase bis 1848 hat sein Sohn Gustav (1838–1908), der seit 1872 selbst Geschichtsprofessor in Halle war, in einer unvollendet gebliebenen Biographie dargestellt; Droysens Enkel Rudolf Hübner (1864–1945) hat dieses Werk 1910 herausgegeben. Er war ein Sohn von Droysens Tochter Marie (1839–1896), die den klassischen Philologen Emil Hübner (1834–1901) geheiratet hatte. Rudolf Hübner hat eine akademische Karriere als Rechtshistoriker gemacht, seit 1895 verschiedene Professuren bekleidet, schließlich seit 1921 in Jena gelehrt. Da ihm Droysens «Nachruhm oft über seine eigene Arbeit ging»,⁶ hat er sich über Jahrzehnte mit der Publikation von dessen nachgelassenen Materialien befaßt, 1924 die Aufzeichnungen aus der Zeit in Frankfurt, 1929 den Briefwechsel und schließlich 1937 ein Textkonvolut zur *Historik* publiziert. Es kann nicht wirklich erstaunen, daß Nachkommen, die einen erheblichen Teil ihrer Lebens- und Arbeitszeit darauf verwendet haben, das Werk ihres großen Vorfahren zu erschließen, mit einer von Bewunderung geprägten Einstellung an diese Aufgabe gehen, auch nicht unbedingt, daß ehemalige «Schüler» sich schwer tun, neben Dankbarkeit und Pietät auch ihre kritische Kompetenz walten zu lassen, wenngleich Historiker dazu in der Lage sein sollten.

Erstaunlich ist allerdings, daß die (deutsche) Geschichtswissenschaft, die Droysen gern als einen ihrer Großen in Anspruch genommen hat und dies immer noch tut, wenn auch meistens nur noch als «Gründervater der Geschichtstheorie», bis heute eine Sichtweise nicht überwunden hat, die von einer Generation geprägt wurde, die Droysen noch persönlich nahegestanden hatte. Zum einen sind auf der Ebene der reinen «Fakten» diverse Legenden, die von Droysen selbst oder anderen zu dessen Lebzeiten in die Welt gesetzt worden sind, bis heute unüberprüft übernommen worden. Entscheidend dürfte dafür gewesen sein, daß genau dies schon Hintze getan hatte, so daß man es angesichts der (in anderen Zusammenhängen berechtigten) Reputation von Hintze als herausragendem Historiker nicht für nötig befunden hat zu fragen, woher dessen Informationen eigentlich stammen. Zum anderen sind Droysens Handeln als Vollzeitpolitiker – zunächst als Vertreter der Schleswig-Holsteinischen Regierung beim Bundestag (April 1848), anschließend als Abgeordneter der Frankfurter Nationalversammlung (bis Mai 1849) – und danach seine anhaltenden Bemühungen in seinem Beruf als Wissenschaftler, durch eine virtuose Verknüpfung von historiographischen Werken, politischer Publizistik und persönlichen Einflußnahmen das von ihm als richtig erkannte Ziel der nationalen Einheit unter preußischer Führung zu postulieren, unter dem Gesichtspunkt eines «geistigen Ringens» thematisiert worden. Da die intel-

lektuelle Biographie dieses Mannes im Vordergrund stand, ist kaum gefragt worden, wie er ganz konkret zu bestimmten Zeiten agiert und welcher Mittel er sich dabei bedient hat. Seine Texte wurden weitgehend losgelöst von ihren jeweils aktuellen Anlässen bei der Entstehung beziehungsweise bei der Veröffentlichung und unabhängig von den mit ihnen jeweils verfolgten konkreten Zielen interpretiert, Teile seiner Stellungnahmen zu politischen Tagesfragen gar nicht beachtet.

In der folgenden Darstellung wird eine Umkehr dieser Sichtweise versucht. Es geht nicht um die Entwicklung von Droysens politischer Ideenwelt, sondern um sein Handeln als ein Mann, der sich berufen fühlte, einen maßgeblichen Beitrag zur Herstellung der nationalen Einheit zu leisten, sei es 1848/49 mit einem politischen Mandat, sei es die ganze Zeit danach mit den «Waffen der Historie». Deshalb steht hier auch Droysens Wirken ab 1848 im Vordergrund der Darstellung, was sich auch pragmatisch damit begründen läßt, daß Droysens Leben und Werk in seiner ersten Phase nicht nur von seinem Sohn Gustav, sondern auch später wiederholt dargestellt worden ist.⁷ Um Droysens Handeln und Verhalten nachzuvollziehen und damit einen Gegenentwurf zu der bis heute vorherrschenden Idealisierung zu zeichnen, bedarf es keiner sensationellen Quellenfunde, sondern es genügt – zunächst –, die seit seinen Lebzeiten bekannten Texte und die seit sieben oder acht Jahrzehnten aus dem Nachlaß publizierten Materialien auszuschöpfen und Droysens Selbstzeugnisse mit den Wahrnehmungen seiner Zeitgenossen über seine politischen und wissenschaftlichen Aktivitäten in Beziehung zu setzen.

Es geht hier also nicht um eine Biographie, die alle Phasen und Aspekte eines Lebens mit annähernd gleicher Ausführlichkeit behandelt. Ob es sich lohnte, den «Privatmann» Droysen vorzustellen, kann dahingestellt bleiben. Ausreichende Materialien dafür liegen nicht vor. Briefe an seine beiden Ehefrauen beziehungsweise von ihnen sind nicht veröffentlicht, vermutlich auch nicht erhalten.⁸ Auch andere Familienbriefe sind bis auf wenige Ausnahmen zumindest nicht in den publizierten Briefwechsel aufgenommen worden.⁹ Ob dies ein Jammer oder ein Segen ist, weil der Nachwelt wichtige Informationen vorenthalten worden sind oder weil sie nicht mit Intimitäten belästigt wurde, die sie nichts angehen, läßt sich deshalb nicht sagen. In Droysens sonstigem Briefwechsel kommt, abgesehen von dem Austausch mit dem Jugendfreund Felix Mendelssohn Bartholdy,¹⁰ Privates kaum vor. Er unterscheidet sich zudem von demjenigen vieler anderer Wissenschaftler dadurch, daß er nur für die Zeit bis 1848, und auch bis dahin nur partiell, als «Gelehrtenkorrespondenz» bezeichnet werden kann, in der im Austausch mit Kollegen wissenschaftliche Probleme diskutiert werden.¹¹ In der Zeit danach werden, von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, Fragen fachwissenschaftlichen Inhalts nicht be-

handelt, rücken die Themen der «großen Politik» ganz in den Vordergrund; hinzu kommen Aussagen zur Universitätspolitik und Forschungsorganisation, die bis 1859 immer wieder um Droysens großes Ziel kreisen, nach Berlin berufen zu werden und dort die auch seiner politischen Botschaft adäquate Wirkungsstätte zu finden.

Droysens wissenschaftliche Werke werden unter der Perspektive vorgestellt, wie sie sich in seine Bemühungen einfügen, seine Rolle als «politischer Historiker» zunächst zu finden und dann auszuüben, wobei hier wiederum der Reaktion von Zeitgenossen besondere Beachtung zu schenken ist.¹² Ihre Wirkungsgeschichte wird einbezogen, doch kann dies selbstredend nur partiell geschehen; hervorzuheben sind einerseits die Fälle, in denen Droysens (politische) Intentionen bewirkt haben, daß ein Werk schnell obsolet wurde, und andererseits diejenigen, in denen eine (andauernde) Rezeption stattgefunden hat, die auf wissenschaftlichen oder wissenschaftspolitischen Gründen beruht, die nicht mit Droysens Motivationen identisch sein müssen.